



Zerlumpt, mit Gasmaskenbrille und allein auf großer Multimediabühne: Fabian Kulp als Kriegsheimkehrer Beckmann

BLD: MARIO DIRKS

In den Trümmern des gepflegten Theaters

PREMIERE I „Draußen vor der Tür“ im Staatstheater begeistert durch größtmöglichen Minimalismus

VON OLIVER SCHULZ

OLDENBURG – Das Stück ist eine Zumutung. Es fordert uns Coronakrisengebeutelte in unerhörtem Maße heraus, zerrt an unseren Ohren und Nerven, und es verursacht Phantomschmerzen, wo feister Wohlstand und guter Geschmack gerade mit den Trümmern der Kultur konfrontiert werden. Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür. Ein Stück, das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will“ hätte keinen besseren Zeitpunkt finden können, um nach langer Zwangspause als Premiere im Oldenburgischen Staatstheater triumphal Einzug zu halten.

■ **Allein der Spielort:** Im Halbdunkel des Kleinen Hauses versammelten sich Men-

schen in geringer Zahl. Stark gelichtete Reihen im Zuschauerraum wirken wie durchschossen, inszeniert von Pandemie und Legislative, entsprechen der Kahlschlagliteratur nach 1945. Auf der Bühne die Überreste des Tausendjährigen Reiches: ein paar Versprengte in Lumpen, Einbeinige, Blinde, Traumatisierte – alle ausgespuckt vom Krieg.

■ **Dem medialen Trommelfeuer** des weltweiten Massensterbens konnten wir entkommen und in den Schutz des Theaters flüchten, schon lassen uns Regisseurin Luise Voigt und Dramaturg Jonas Henricke nicht mehr raus. Die knapp zweistündige Konfrontation mit Tod und Fäulnis müssen wir aushalten. Dafür erleben wir das multimediale Kunststück der großen Instal-

lation aus Schauspiel, Video, Raum und Musik. Videograph Stefan Bischoff, Bühnenbildnerin Maria Strauch und Live-Musiker Dani Catalan schaffen Nähe in Zeiten des Abstands.

■ **Unteroffizier Beckmann**, eindringlich dargestellt von Fabian Kulp, ist die arme Sau, die den Krieg und die Gefangenschaft überlebt hat, aber keinen Platz im zerstörten Deutschland findet. Mit steifem Knie und Gasmaskenbrille scheint er denkbar schlecht geeignet für den Wiederaufbau. Nachdem Trümmerfrauen die Drecksarbeit gemacht haben, werden nun Männer mit Tauglichkeitsgrad gesucht.

■ **Neid muss man** sich erarbeiten, heißt es, Mitleid bekommt man geschenkt. Doch selbst dafür reicht es bei Beck-

mann nicht, weswegen er ins Wasser gehen will, und es nicht schafft. Wenn Fabian Kulp also auf einem Waveboard durch ein Becken mit niedrigem Wasserstand die Bühne kreuzt und quert, tut er dies keineswegs aus Selbsterhaltungstrieb. Vielmehr versuchen der „Andere“ – das lebensbejahende Alter ego, erfrischend gespielt von Theater-Talent Jonathan Schwanke – und das Mädchen (Rebecca Seidel), die ihn in die Lumpen ihres verschollenen Mannes hüllt, zu retten, was nicht mehr zu retten ist.

■ **Der Krieg scheint** so weit weg, und ist doch präsent in unseren Köpfen und in unserem Handeln. Der Hass auf Rassen, Andersdenkende, ach, alle Menschen, vielleicht sogar uns selbst, ist nachzulesen im

Kriegstagebuch bei Twitter und Facebook.

■ **Dass Wolfgang Borchert** wegen eines kriegsbedingten Leberleidens 1947 einen Tag vor der Premiere an den Hamburger Kammerspielen starb, wirkt wie eine zynische Marketingstrategie. Vor allem deshalb ist „Draußen vor der Tür“ zum literarischen Vermächtnis geworden, mit dem folgenden Generationen im Schulkanon konfrontiert werden müssen. Der rauschende Applaus des Publikums im Kleinen Haus war das wichtige Zeichen einer lebensbejahenden Gesellschaft zum Theater.

Draußen vor der Tür (Schauspiel), Dauer 105 Minuten ohne Pause. Termine: 9., 12., 19. und 27. September, 11., 16. und 27. Oktober. → @ www.staatstheater.de

taz ♦ mittwoch, 16. september 2020

Von Jens Fischer

Da kommt ein Schauspieler in trauernd verunsicherter Haltung auf die Bühne und kündigt ein Stück an, „das kein Publikum sehen will“. Vorab aber müsse er leider mitteilen. Gestern sei der Autor des Stücks gestorben. Der Bitte, sich für eine Schweigeminute zu erheben, kommt das Publikum prompt nach. So ähnlich muss es sich am 21. November 1947 in den Hamburger Kammerspielen zugetragen haben. Anstatt eines jungen Mannes soll aber damals Hausherrin Ida Ehre vor der „Draußen vor der Tür“-Uraufführung den Tod Wolfgang Borcherts verkündet haben.

Mit dem Versuch eines Reenactments verblüfft jetzt am Staatstheater Oldenburg Regisseurin Luise Voigt. Theatermuseum live? Oder will sie das vermaledeite Coronajahr 2020 zum Anlass nehmen, nach diesem Prolog auch den einstigen Antikriegshit in karg finsterner Ästhetik der 1940er-Jahre nachzubasteln? Und dass, wo sie sonst doch mit Video, Rauminstallationen, aufwendigen Tonzuspielungen, Musik, Lichtdesign und Textdekonstruktion das Herz dramatischer Vorlagen multimedial zu überformen und dabei zu sezieren versucht?

In diesem Fall ließen sich mit solchen Mitteln prima aktuelle Assoziationen realisieren. Die Stimme des Protagonisten Beckmann, ehemaliger Wehrmachtsoldat, dem zwei Jahre nach dem Weltkriegsende die Tür der Gesellschaft verschlossen bleibt, könnte heute die Geflüchteten aus Kriegsgebieten sein. Oder



Heimkehren geht nicht

Wer die Front übersteht, fällt ins Nichts einer desinteressierten Nachkriegsgesellschaft: Luise Voigt inszeniert Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“ in Oldenburg als Drama vereinzelt Verlorener, Premieren-Reenactment inklusive – ein gelungener Saisonauftakt

eines traumatisiert aus Afghanistan zurückkehrenden Bundeswehrangehörigen. Eines ge-handicapten Menschen. Oder eines im Seniorenheim vereinsamenden Corona-Risikogruppenangehörigen.

Keine Aktualisierung

Aber Voigt verzichtet auf derartige Aktualisierung, nutzt konzentrierend sparsam die High-tech-Segnungen der Bühnentechnik und orientiert sich umso genauer an der gekürzten, dezent umgearbeiteten Vorlage. Trümpfe ihrer Inszenierung sind ein symbolisches Setting und die gefühlsbetonte Darstellungswucht von Fabian Kulp, der den leidvollen, an Wunden reichen Beckmann mit unendlich erschöpftem Blick spielt.

Beckmann hat ein Kriegsgefangenenlager in Sibirien ausgespuckt, aber jede Willkommensgeste verweigert ihm die Heimatstadt: Seine Frau ist inzwischen mit einem anderen Mann liiert, die Eltern haben sich als überzeugte Nazis selbst gerichtet. Daheimgebliebene verhöhnen ihn. Wie im Fieber wandert er durch die Ruinen Hamburgs, findet sich nicht mehr zurecht, gepeinigt von rasenden Erinnerungen, die nach und nach auch Gestalt auf der Bühne gewinnen. Wo früher sein Selbst mit Denken beschäftigt war, schreien nun die Menschen, die er als Unteroffizier in den Tod geführt hat.

Als blickten die Zuschauer in Beckmanns Kopf, hat Voigt die drangsalierend vorüberziehenden Momente inszeniert. Hauptdarsteller Kulp zeigt dabei betörend deutlich, dass hier

gerade kein Kriegsheimkehrerstück gezeigt werden kann, als welches „Draußen vor der Tür“ die Theaterhistorie bezeichnet: Aus Kriegen kann niemand heimkommen, schließlich gibt es die verlassene Heimat gar nicht mehr. Zerstört ist sie. Wer in den Stahlgewittern nicht gefallen ist, fällt anschließend ins Nichts der Nachkriegsgesellschaft – in diesem Fall in eine schwarztrunkene Bühnenleere.

„Wir sind die Generation ohne Bindung und ohne Tiefe. Unsere Tiefe ist der Abgrund“, so lautet das auf dem Hamburger Borchert-Denkmal eingemeißelte Zitat. Die Tiefe und den Abgrund des Stücks definiert erst mal die Elbe – als Styx. Wasser bedeckt den Oldenburger Bühnenboden, auf dem Beckmann mit einem Waveboard herumkurvt. Er wackelt und schwankt, will aufrecht bleiben. Manchmal sieht es aber auch aus, als schwebte er übers Wasser, angstlustvoll mit dem eigenen Untergang beschäftigt. Denn nur der Selbstmord scheint ihm das einzig noch mögliche Glück zu beschieren – endlich mal wieder pennen.

Aber nicht mal die Elbe will ihn ja haben. Von einer Leinwand herab spricht der Fluss mit viskos schimmernder Fratze zu Beckmann. Als inneren Dialogpartner stellt Voigt ihm noch ein Kind beiseite, das mit Durchhalteparolen zum Weiterleben überreden will. Der Tod (Musiker Dani Catalan) vertont derweil nicht – wie von Borchert notiert – auf einem Menschenknochenxylophon den Irrsinn des Daseins, sondern akzentuiert auf handelsüblichen Schlag-

instrumenten den rasenden Rhythmus der Sprache; putscht emotionale Aufschwünge und verschweift mit melodischen Floskeln die Trümmerpoesie immer wieder neu. Borchert wird geradezu gefeiert als expressionistischer Autor und existenzialistischer Denker. Die Figur „Gott“ ist daher gestrichen, stattdessen wird die mögliche Selbstermächtigung des Verzweifelten beschworen.

Wie einen Fisch, heißt es im Text, soll ein Mädchen (Rebecca Seidel) den Beckmann angeln. Voigt nimmt das ziemlich wörtlich: lässt es an Seilen wie eine engelige Möwe hereinschweben und den Mann zu sich hinaufziehen. Beide suchen ein bisschen Wärme, Nähe, Menschlichkeit, Geborgenheit – aber dazu kommt es nicht. Des Mädchens versehrter Gatte humpelt auf einem Bein herein und lässt das Tête-à-Tête platzen.

Die Projektion ruckelt

Es scheitert auch Beckmanns Versuch, etwas von der seit Kriegstagen peinigenden Verantwortungslast an den ehemaligen Vorgesetzten zurückzugeben: Wie durch ein Fenster schaut er auf die Familie im großbürgerlichen Esszimmer, als Videozuspielung auf einer Leinwand im Bühnenhintergrund zu sehen. Eine unnahbare Begegnung und eine von Beginn an gestörte; ruckelt die Projektion doch als wäre eine Internetverbindung instabil.

Stabil durch Verdrängen gibt sich hingegen die dösig, ständig wegdösende Sippschaft des Obersts (Thomas Lichtenstein): Möchte vom Krieg nichts mehr

hören, einen Schlusstrich des Vergessens ziehen. Die Geschichte soll weitergehen, als wäre nichts gewesen. Für Beckmann aber lösen sich die Verbrechen nicht einfach durch Wohlstandsfresserei und -sauferie auf. Panisch vor Schuld spricht er von den elf Kameraden, die gestorben sind, weil er einen Befehl des Obersts befolgt hat. Nicht als selbstmitleidiger deutscher Verlierer ergreift er hier das Wort, sondern abtrümt auch von den KZ-Opfern. Er spricht von der massakrierten Wahrheit und seinem schamvollen Unvermögen, jetzt einfach gut sein zu wollen.

Final umkreisen die Gespenster der Vergangenheit in Zeitlupe den Protagonisten, lassen sich einfach nicht vertreiben. Mit dem Jungen flieht von der Bühne die zum Optimismus bereite innere Stimme Beckmanns. Er selbst bleibt zurück, rat- und haltlos, schlittert ausweglos ans Ziel der Aufführung.

Kein Neuanfang, nirgends. Nur der kunstvoll ernst genommene Schrei eines Außenseiters ist zu vernehmen gewesen, dem eine entsolidarisierte, erinnerungstaubblinde Gemeinschaft, die sich vom Unglück anderer nicht stören lassen will, den Rest Hoffnung nimmt, im Überleben einen Sinn zu finden. Dieses zeitlos Anklagende erfahrbar zu machen, das Stück als Drama vereinzelt Verlorener zu zeigen: Zum Saisonauftakt in Oldenburg gelingt das beeindruckend gut.

Weitere Termine: 19. + 27. 09.; 11., 16. + 27. 10. (alle derzeit ausverkauft)

OLDENBURG Staatstheater, Kleines Haus

Hamburger Kammerspiele

Wolfgang Borchert «Draußen vor der Tür»

«In der heutigen Zeit möchten wir zur Entspannung leichte Musik.» / «Erheben Sie das Minderwertige doch nicht zum Symbol unserer Zeit!» / «Sie werden hiermit höflichst und inständigst gebeten, uns in Zukunft mit derartigem Quatsch zu verschonen.» Immunisiert sich Luise Voigt etwa gegen den erwarteten Shitstorm, indem sie noch vor Beginn ihrer Oldenburger «Draußen vor der Tür»-Inszenierung böse Kommentare auf den Eisernen Vorhang projizieren lässt?

Nein, sie markiert ihre Arbeit nur als historisch: Die Beschimpfungen stammen aus Leserbriefen, die der Nordwestdeutsche Rundfunk erhielt, nachdem er Wolfgang Borcherts Stück 1947 als Hörspiel gesendet hatte. Und damit endgültig klar wird, dass die Inszenierung in die Vergangenheit weist, tritt gleich im Anschluss Dramaturg Jonas Hennicke im spröden Muster-schüler-Outfit an die Rampe, begrüßt das Publikum zur «Draußen vor der Tür»-Uraufführung an den Hamburger Kammerspielen und informiert, dass der Autor leider gerade verstorben sei, er bitte darum, sich für eine Schweigeminute zu erheben. Und schon ist man im Gestern.

Voigt wendet hier einen geschickten Kniff an: Die Regisseurin weiß, dass Borcherts Stationendrama um den entwurzelten Kriegsheimkehrer Beckmann zunächst als Analogie auf ein zutiefst traumatisiertes Deutschland gelesen wurde, wäh-



rend die spätere Rezeption hier auch Geschichtsklitterung erkannte, die den unschuldigen Wehrmachtssoldaten einer verbrecherischen Generalität gegenüberstellte. Voigt jedoch will das Trauma erzählen, aber weil sie nicht so tun möchte, als gebe es diese Kritik nicht, verlegt sie nicht nur das Setting, sondern gleich die gesamte Aufführung in die Vergangenheit. Und das Oldenburger Publikum spielt mit, erhebt sich zur Schweigeminute für den 1947 gestorbenen Borchert. Willkommen in den Hamburger Kammerspielen.

«Ein Mann kommt nach Deutschland», flüstert Beckmann (Fabian Kulp) mit gehetzter, tonloser Stimme. Doch dieses Deutschland ist ein Friedhof, über den die Geister des Krieges ziehen: Ein Mädchen (Rebecca Seidel) sucht hoffnungslos Nähe, Frau Kramer (Nientje C. Schwabe) hat sich mit abgrundtiefer Gefühlskälte in der Wohnung von Beckmanns Eltern eingenistet (und deutet an, dass diese einfachen Leute vielleicht doch nicht so unschuldig waren, wie es das deutsche Selbstbild gerne gehabt hätte), ein alter General (Thomas Lichtenstein) frisst sich in die Wohlstandsgesellschaft. Und Beckmann steht auf einem Waveboard inmitten der gefluteten Bühne (Raum: Maria Strauch und Regisseurin Voigt) und zittert desorientiert vor sich hin. Ganz große Bilder findet Voigt da, für den Suizidversuch Beckmanns, den sie als verschwommenes Video zeigt, für die Begegnung mit dem Mädchen, das ein fließender Unterwassertanz am Trapez ist. Große Bilder, die freilich Bilder bleiben.

Doch am Ende bleiben das gelungene Lösungen für Bühnenprobleme, die den Abend zu einem hochvirtuosen Anschauungsstück machen, was Theater alles leisten kann: von der aufwendigen Bühne über das distanziert-stillsierte Spiel bis zur formbewussten Regiesprache, die Video (Stefan Bischoff), choreografische Elemente und die alles durchziehende Musik Dani Catalans mühelos in ihr ausgeklügeltes Gesamtkonzept zu integrieren weiß. Dieser Abend kann so viel, dass man immer wieder vergisst, wie wenig Haltung hinter ihm steckt. **Falk Schreiber**

Foto: FABIAN KULP als Beckmann
www.staatstheater.de

Es steht ein Soldat am Wolgastrand

GASTBEITRAG Literarische Annäherung an Schriftsteller Wolfgang Borchert zum Hundertsten

VON JONAS HENNICKE

„Es steht ein Soldat am Wolgastrand / hält Wache für sein Vaterland. / In dunkler Nacht allein und fern, / es leuchtet ihm kein Mond, kein Stern.“

So lauten vier Zeilen des „Wolgaliedes“ aus der Operette „Der Zarewitsch“ von Franz Lehar aus dem Jahre 1927. Egal ob Rudolf Schock, Fritz Wunderlich, Freddy Quinn, Karel Gott, Ivan Rebroff oder Heino, egal ob Hochkultur oder Unterhaltungsmusik – dieses kleine Liebeslied wurde zu einem der meist interpretierten Musikstücke der alten

Ein Vertreter dieser Generation war der Hamburger Autor Wolfgang Borchert, dessen Texte aber so gar keine musikalischen Trancillizer sein wollten. Kein Balsam für die Seelen der gerade Heimgekehrten.

Wunden aufgerissen

Im Gegenteil. Getreu dem Künstlermotto „Wir sind nicht die Ärzte – wir sind der Schmerz“ schrieb Borchert Texte, die die verkrusteten, nicht vernarbten Wunden seiner Mitmenschen aufrißen, Texte, die nicht wohlgeformt oder ausgewogen



Eine verlorene Seele nach dem verlorenen Krieg: Fabian Kulp als Beckmann BILD: MARIO DRING



Autor dieses Beitrages ist **Jonas Hennicke**. Er ist Leitender Dramaturg Schauspiel am Oldenburgischen Staatstheater. Das Stück „Draußen vor der Tür“ feierte im Herbst 2020 dort Premiere.

Bundesrepublik. Opernsänger intonierten es mit viel Vibrato, genau so wie betrunkene Männer mit Tränen in den Augen am Stammtisch.

Und es mag wohl kaum die Liebe zur leichten Klassik gewesen sein, die dieses Lied in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg so populär werden ließ. Vielmehr waren es womöglich biografische Parallelen zum Besungenen, die hier wirksam wurden.

Verraten und verkauft

Stand nicht einst eine ganze Generation deutscher Männer verlassen am Wolgastrand, wo sie eigentlich nicht hingehörte? Und war es nicht diese Generation, aus der sich viele an dem Gedanken festhielten, dort „Wache für das Vaterland“ gehalten zu haben? Dass ihre Strapazen, Leiden und mitunter auch Verbrechen einen Sinn gehabt hätten?

Gegenteil: Sein Heimkehrerdrama „Draußen vor der Tür“ strotzt vor trivialen Figuren, Wiederholungen, Pathos und pubertärem Übermaß.

Kein Wunder, denn Borcherts Talent war nicht in Studierzimmern und Salons langsam veredelt und gereift. Vielmehr wurde es in Kaserne, Lazarett und Zuchthaus im Schnellverfahren gestanzt.

Auch Borchert wollte, dass sein Leid einen Sinn gehabt habe. Seine abgebrochene Schauspielkarriere, das Grauen an der Front, die toten Kameraden, die Monate im Gefängnis wegen Wehrkraftzersetzung, Kälte, Hunger, die verstümmelten Gliedmaßen, Diphtherie und Leberschaden, die zerstörte Heimatstadt und die zig Millionen Toten und Ermordeten.

All das sollte einen Sinn gehabt haben, und wenn es nur der war, dass sich derlei Gräueltaten nie wieder ereignen würden. Und so schrieb Borchert nach seinem

vierjährigen Kriegsmartyrium auf dem Sterbebett wie manisch gegen den Tod an. Er schrieb querbeet Gedichte, Prosa, Lyrik, Lieder und das erwähnte Drama „Draußen vor der Tür“, welches ihn posthum weltberühmt machen sollte.

Posthum berühmt

Borchert schrieb, verwarf und schrieb mit letzter Kraft immer wieder gegen all das Erlebte und Erlebte, bis es ihn in einer Nacht im November 1947 endgültig einholte.

Mit ihrem einfachen Stil und ihrer universellen Aussage könnten seine Zeilen heute eine Mahnung für ein friedliches, geeintes Europa sein, eine Erinnerung daran, wel-

TRÜMMERLITERATUR IM SCHULKANON



Wolfgang Borchert BILD: DPA

Wolfgang Borchert (1921-1947) ist einer der bekanntesten Autoren der sogenannten Trümmerliteratur. Sein Heimkehrerdrama „Draußen vor der Tür“ und Kurzgeschichten wie „Das Brot“, „Die Küchenuhr“ und „Nachts schlafen die Ratten doch“ wurden im Nachkriegsdeutschland zur Schullektüre.

cher Hölle es einst entkommen war.

Mit den Segnungen moderner Medizin wäre Wolfgang Borchert an diesem 20. Mai 100 Jahre alt geworden.

■ **Wolfgang Borcherts** „Draußen vor der Tür“ (Regie Luise Voigt/Dramaturgie Jonas Hennicke) feierte 2020 Premiere im Oldenburgischen Staatstheater – und soll nach der Pause wieder gespielt werden.